№ 335. Morgenblatt
Sonntag, 20. Juli.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.
Chef-Redakteur: Karl Vollrath in Berlin.
Redaktion und Haupt-Expedition: W. Rhomstraße 105.
Annahmestellen für Abonnement u. Inserate: W. Kronenstraße 46, O. Gr. Frankfurter Str. 87, SO. Kottbuser Str. 1, S. Kommandantenstr. 58, N. Chausseestr. 67, O. Neue Schönhauserstr. 4.
Druck und Verlag: „Gutenberg", Druckerei und Verlag, Act.-Ges., Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Gratis-Beilage: „Gutenberg's Illustrirtes Sonntagsblatt."

Berlin.
1902. — 50. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin:
Vierteljährlich zwei Mal täglich zugestellt 4,50 M.
nur Morgens „ 4,— „
Monatlich zwei Mal täglich „ 1,50 „
„ nur Morgens „ 1,35 „
Wöchentlich 35 Pfennig.
Beim Geldabholen aus der Expedition: Quartal 3,25 M., Monat 1,10 M., Woche 30 Pf.
Einzelne Nummer: 10 Pfennig.
Bei allen Deutschen Postanstalten: pro Quartal 4,50 M., monatlich 1,50 M.

Insertionsgebühr:
Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Die „Heilighthumsfahrt" des Zentrums.

Am 15. d. M. hat, wie wir schon erwähnten, eine Deputation des Zentrums unter Führung des Vorsitzenden der Partei, des Abgeordneten Fritzen, eine Heilighthumsfahrt nach Aachen gemacht. Etwa zwanzig Mitglieder des Zentrums, darunter Trimborn, v. Eynatten, Kaplan Dasbach u. a., begaben sich nach Aachen, um das Hemd der Maria und die Windeln des Jesuskindes zu „adoriren". Am Abend fand zu Ehren der „Gesetzgeber des deutschen Reiches" im Vereinshaus der „Constantia", dieses stockkultramontanen Vereins an der Spitze der Zentrumstruppen in Aachen, eine Festversammlung statt, in der weidlich gegen die Stimmen der Presse gedonnert wurde, die an der fröhlichen Heilighthumsfahrt Kritik geübt haben. Sehr bemerkenswerth aber war eine Rede des Aachener Kanonikus Prälaten Bellesheim über den Zusammenhang von Mittelalter und Neuzeit in der Stadt Aachen. Ist die Heilighthumsfahrt selbst schon ein klassisches Stück Mittelalter, so wußte Prälat Bellesheim noch eine andere, für moderne Kulturmenschen noch interessantere Verbindung zwischen beiden Zeitaltern herzustellen, er führte aus:

„Unter den Tausenden von Pilgern, die unsere Heilighthümer in diesen Tagen geehrt und damit ihren alten, unverdunkelten katholischen Glauben Ausdruck verliehen haben, dürfte es keine Gruppe geben, die unser Interesse mehr in Anspruch nähme als die der Gesetzgeber des deutschen Reiches und des Königreichs Preußen. Das Münster ist lange Zeit gewesen eine Stätte echt christlicher Gesetzgebung. In den Hallen des Münsters haben sich unter der Leitung des großen Kaisers Karl, des Stifters des abendländischen Kaiserthums, Bischöfe und Aebte, Herzöge und Grafen versammelt, um des Reiches Mehrung und Wohl zu berathen. Da haben sie jene christlichen Gesetze erlassen, welche die Grundlage des ganzen Mittelalters gebildet haben. Ob Schwabenspiegel, ob Sachsenspiegel, ob Weisthümer, ich erlaube mir, sie zurückzuführen auf den Geist christlicher Gesetzgebung, die ihren Ausgang genommen hat von der Münsterkirche."

Diese von lebhaftem Beifall der Zentrums-Elite begleitete Rede giebt wieder einmal authentischen Aufschluß über die letzten Ziele der Partei. Also die Karolingische Gesetzgebung und die auf ihr sich erhebenden mittelalterlichen Sammlungen deutscher Gesetze repräsentiren den wahren Geist christlicher Gesetzgebung, vom Aachener Münster sind die echt christlichen Gesetze ausgegangen! Es ist gut, daß der Aachener Priester Bellesheim unter den Gesetzgebern der karolingischen Zeit die Bischöfe und Aebte voranstellt, die Herzöge und Grafen aber hinterdrein traben läßt. So sind wir der Mühe überhoben, erst den Nachweis zu führen, daß die Pfaffen der Karolingerzeit die Verantwortung der „christlichen" Gesetze tragen, die damals gemacht worden sind. Und was waren das für Gesetze?

Nachdem Karl der Große mit dem Segen der „christlichen" Priester seiner Zeit unter Strömen von Blut und Hekatomben von Menschenopfern die Sachsen gewaltsam bekehrt hatte, war es seine eifrige Sorge, die gewaltsam Bekehrten im römischen Schafstalle fest zu halten. Zu dem Zweck wurden Heiden, Juden und Ketzer in gleicher Weise für infam, d. h. rechtlos bezw. vogelfrei erklärt. Nicht nur, daß von Parität keine Rede war, sondern alle Nichtchristen und Ketzer standen auch außerhalb des Rahmens der Gesetze, sowohl in öffentlich rechtlicher als auch in privatrechtlicher Beziehung. Darauf baute die „christliche" Gesetzgebung des Mittelalters weiter. Von den Päpsten gedrängt und nachdem in Rom bereits unter Gregor IX. Ketzer verbrannt worden waren, erließ Kaiser Friedrich II. 1231 und 1238 seine barbarischen Ketzergesetze, in denen gegen die Ketzer Vermögenskonfiskation, Ehren- und Aemterverlust bis ins zweite Glied und der Tod auf dem Scheiterhaufen festgesetzt war. Friedrich II. war bekanntlich selbst einer der größten Skeptiker und Ungläubigen seiner Zeit; man schreibt ihm das bekannte Wort von den drei Betrügern Moses, Christus und Muhamed zu, seine Ketzergesetze waren daher nur der Ausdruck einer schlauen Politik, womit er die herrschsüchtigen Pfaffen seiner Zeit matt setzte. Selbstverständlich atmen auch die vom Prälaten Bellesheim als so eminent „christlich" gefeierten deutschen Gesetzsammlungen des Mittelalters denselben Geist blutigen Ketzerhasses und barbarischer Gemüthsrohheit. Der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, beide im 13. Jahrhundert entstanden, schreiben vor, daß die von den geistlichen Richtern als Ketzer Ueberführten dem weltlichen Gericht zur Verbrennung bei lebendigem Leibe zu übergeben sind.

Das ist also die echt christliche Gesetzgebung des Mittelalters, die unter dem Beifall der Zentrumsvertreter an der Heilighthumsstätte in Aachen anno 1902 maßlos verherrlicht worden ist. Was würde aus Deutschland werden, wenn die Zentrumsheiligen in der That, wie der Prälat Bellesheim zu wähnen scheint, die „Gesetzgeber des Deutschen Reiches und von Preußen" wären? Es ist ein Glück, daß der Klerikalismus allmählich überall als der Feind wahrer Gesittung und Kultur erkannt wird, in Frankreich und in Oesterreich, in Spanien und jetzt sogar — vide Philippinen — sogar in Nordamerika.

Das größte Volkszählungswerk der Erde

ist die soeben im Druck vollendete Ausgabe der belgischen Berufszählung von 1896. Das Werk umfaßt nicht weniger als 18 Bände in Großquart in einem durchschnittlichen Umfange von etwa 500 Seiten. Im Verhältniß zur Größe des Landes besitzt kein Staat ein ähnlich umfangreiches Zählungswerk, und selbst mit denen der Großstaaten kann das vorliegende den Vergleich aufnehmen. Belgien ist das eigentliche Mutterland der Volkszählungen. Die von Quetelet geleitete belgische Volkszählung von 1846 ist damals für ganz Europa zur Musterzählung geworden. Durch einen merkwürdigen Zufall fiel dieses neue Riesenwerk der belgischen Berufszählung von 1896 gerade in das Jubeljahr jener ersten modernen Volkszählung. Die große Ausdehnung bei dem verhältnißmäßig kleinen Lande gestattete ein außerordentlich tiefes Eingehen in die Einzelheiten. Jeder Beruf wird nicht blos wie in Deutschland bis in Provinzen und Kreise, sondern sogar bis in die kleinsten Gemeinden hinein statistisch verfolgt. Die Betriebe sind nicht blos nach den Größengattungen geordnet, sondern auch eine besondere Statistik nach dem Gründungsjahr der einzelnen Firmen gegeben, so daß auch die durchschnittliche Dauer der Geschäftsfirmen berechnet wird. Die Arbeiterstatistik ist gegliedert nach Geschlecht und Alter, geht auch auf die Familien der Arbeiter ein und bringt eine ausführliche Lohnstatistik. Der Schlußband weiht in die Geheimnisse der Herstellung dieses großen Werkes ein, von den ersten Programm-Aufstellungen bis zur Zählung selbst, zur Aufarbeitung und schließlichen Drucklegung des Materials. Dabei erhält man einen Einblick auch in die Kunstgriffe der statistischen Verwaltung. Um das Zählungs- und Ordnungsgeschäft zu erleichtern, wurde beispielsweise eine eigene Perforirmaschine erfunden, die vermöge des genau gleichen Drucks der Formulare 250 Zählkarten an genau derselben Stelle mit einem Schlage durchlochen konnte. Unter Benutzung aller technischen Hilfsmittel und unter Aufsetzung von Prämien für schnelles Fortschreiten der Beamtenthätigkeit hat gleichwohl die Verarbeitung beinahe sechs Jahre in Anspruch genommen.

Beinahe Sanitätsrath. Unter dieser Spitzmarke berichtet ein älterer Berliner Arzt in der „Med. Ref." über eine Vernehmung auf dem Polizeibureau in scherzhafter Form, aber in sehr ernst gemeinter Weise. Er war zur Genehmigung zum Sanitätsrath vorgeschlagen und wurde „in einer persönlichen Angelegenheit" auf die Polizei geladen.

„Ich werde," so berichtet er, „vor den Herrn Polizeileutnant geführt. Der nimmt Feder, Tinte und einen Bogen Papier und dann geht das Verhör los. Sie heißen also so und so — u. s. w. „Zu welcher politischen Partei zählen Sie sich oder welche politische Richtung verfolgen Sie?" Ich will gerade auf den Rücken fallen, denn so was ist mir denn doch noch nicht passirt, da kommt aber schon der Herr Leutnant mir mit den Worten zu Hilfe: „Ich will Ihnen offen sagen, es handelt sich um die Verleihung des Sanitätsrathstitels und da man obige Frage von mir beantwortet haben will, hielt ich es für besser, Sie selbst direkt als andere darüber zu fragen." Das leuchtete mir allerdings ein, denn welches Gerede wäre möglicherweise entstanden, wenn die Polizei nach meiner politischen Stellung andere Leute befragt hätte? Etwas verwundert war ich nur, daß die Polizei erst zu fragen brauchte. Ich beantwortete also die Frage und damit war das Verhör zu Ende."

Die „Voss. Ztg." bemerkt dazu:

Aus der Ernennung wurde nichts. Es ist ein offenes Geheimniß, daß die Regierung ihre Weinung, den Sanitätsrathstitel zu verleihen, vielfach dazu benutzt, die gute Gesinnung zu belohnen. Der brave Arzt erhält den Titel rechtzeitig, wenn nicht frühzeitig. Wer sich weniger brav zeigt, mag er als Arzt oder im Interesse des Allgemeinwohls sich noch so bemüht haben, erhält den Titel spät oder gar nicht. Es verlautet, daß an der zuständigen Stelle auch so etwas wie eine Liste nach dem Schönstedt'schen Muster geführt wird.

Warum verzichten die Aerzte, die Werth auf ihre politische Unabhängigkeit legen, nicht von vornherein auf den ganz überflüssigen Titel? Es geht auch so.

Neue Lustbarkeitsbeschränkung. Im Gegensatz zu einem Urtheile des Kammergerichts vom 27. Juni 1901 hat das Oberverwaltungsgericht in einem Erkenntnisse vom 15. Mai d. J. ausgesprochen, daß nicht nur an Sonn- und Festtagen selbst und etwa noch an sogenannten Vorabenden stattfindende Lustbarkeiten, sondern auch in der ganzen Charwoche Lustbarkeiten im Interesse der Sonntagsheiligung untersagt werden dürfen. Das eingehend begründete Erkenntniß des Oberverwaltungsgerichts wird in der neuesten Nummer des Preußischen Verwaltungsblattes abgedruckt.

Er weiß sich zu trösten. In einer Besprechung der Stolper Rede des Ministers v. Podbielski schreibt der „Fränk. Kurier": Als die Erhöhung der Getreidezölle noch im Vordergrunde des Interesses der Oeffentlichkeit stand, sagte ihm ein freisinniger Reichstagsabgeordneter bei der Einweihungsfahrt des Norddeutschen Lloyddampfers „Kronprinz Wilhelm": „Excellenz, die sechs Mark bekommen Sie nie und nimmer!", und Excellenz antwortete mit der größten Seelenruhe in reinstem Berlinerisch: „Na, denn nich, denn is et auch jut!"

Sicherheit auf Eisenbahnen und Wasserstraßen. Man schreibt der „N.-L. C.": Die vielen Eisenbahnunfälle der letzten Zeit — allein 6 im Monat Mai — mahnen aufs Eindringlichste daran, unsere Verkehrseinrichtungen zu verbessern. Ohne den Zuständigen Behörden Vorwürfe machen zu wollen (Warum nicht? Red. d. „Volks-Ztg."), muß man doch verlangen, daß Wandel geschaffen wird. Wo liegt der Grund zu diesen Uebeln, wo muß die Hand angelegt werden, um die Lebensgefahr für alle Bahnreisenden auf das geringste Maß zu be-

Die Waisen.

Roman von René de Pont-Jest. — Aut. Bearbeitung.

(32

Achtundvierzig Stunden nach dieser rührenden Auseinandersetzung hatte der General seiner Frau die Mittheilung von dem Oberbefehl, welchen er in Mexiko zu übernehmen hatte, gemacht.

Bei dieser so vollständig unerwarteten Nachricht, welche Raimonda aus vielleicht nicht ganz erlaubten Träumen zur Erkenntniß der Wirklichkeit aufrüttelte, gedachte sie auch jedes einzelnen Wortes, das sie mit Dartois gewechselt, und deshalb stellte sie, als sie sich mit der Schwester allein sah, an diese die Frage, ob sie wohl lieber hier geblieben wäre.

Da nun das anmuthige Kind den Schmerz, welchen es empfand bei dem Gedanken an die Trennung von dem Manne, welcher ihrem Herzen so theuer geworden, nicht ganz zu verbergen vermochte, fühlte sich die Generalin von Mitleid bewegt und flüsterte, die Schwester umarmend, sichtlich gerührt:

„Sei ruhig, Kleine, Du sollst nicht fort, Du hast ja noch das Recht, glücklich zu sein!"

In den Zügen Germaine's trat deutlich der Ausdruck der Ueberraschung zutage, welche die Worte der Schwester und der Ton, mit dem dieselben gesprochen worden waren, ihr verursachte, und aus Furcht, sich zu verrathen, zog sich Raimonda etwas hastig in ihr Zimmer zurück, wo sie auf den Betschemel in die Kniee sinkend inbrünstig flehte:

„Da ich, um Deiner Güte werth zu bleiben, o Herr, mich von Demjenigen trennen muß, welchen ich liebe, so verzeih mir, wenn ich mich unfähig fühle, jene Neigung ganz und völlig aus meinem Herzen zu reißen, und erbarme Dich meiner, o Gott der Gnade!"

13.

Am Tage nach der oben geschilderten Szene, bei welcher Raimonda so tapfer bereit gewesen war, ihrer Pflicht als Gattin nachzukommen, begab sich General von Ferney zu später Nachmittagsstunde in das Ministerium, um den Grafen Loges aufzusuchen.

„Welch' günstiger Wind führt Sie hierher, General?" rief dieser erfreut beim Anblick seines väterlichen Freundes, indem er ihm einen Fauteuil zurechtrückte.

Neu eintretende Abonnenten erhalten den bereits erschienenen Theil dieses Romans auf Wunsch unentgeltlich nachgeliefert.

„Ich störe Dich also nicht, mein Junge?"

„Wie könnten Sie das jemals?"

„Weiß man's denn? Vielleicht warst Du gerade im Begriffe, irgend eines jener Aktenstücke zu revidiren, von welchen das Schicksal Europas abhängt."

„Spotten Sie nicht meiner?"

„Gewiß nicht, umso weniger, als es ja doch thatsächlich derartige Akten giebt, beispielsweise jene, die uns mit dem österreichischen Hofe verbinden, und in welche ich sehr gerne Einblick hätte."

„Warum gerade speziell in diese?"

„Erstens, weil ich französischer Offizier bin und in Mexiko Kameraden habe, die sich für eine verteufelt fragwürdige Sache schlagen. Zweitens, weil ich mich bald zu diesen meinen Kameraden geselle."

„Wie, was soll das heißen?"

„Ich habe ein Kommando in Mexiko angenommen, ja, will ich ganz genau bei der Wahrheit bleiben, so muß ich zugestehen, daß ich mich ein wenig darum beworben habe."

„Ist das möglich?"

Der Graf war sehr bleich geworden, Ferney sah es und faßte einigermaßen gerührt nach seiner Hand.

„Es ergreift mich, zu sehen, daß diese Kunde Dir so nahe geht, mein Junge! Du bist ein prächtiger Mensch und ich habe wahrhaft recht, Dich gleich einem Sohne zu lieben! Der wirkliche Beweggrund meiner Abreise ist ein sehr einfacher! Ich bin ehrgeizig und möchte die höchsten militärischen Würden erreichen."

„Ihr Ehrgeiz ist gerechtfertigt, aber die Baronin und Germaine hier allein zurückzulassen, dünkt mir doch sehr schwer!"

„Das ist es auch, was mich in Verlegenheit bringt! Stelle Dir vor, daß meine Frau mich um jeden Preis begleiten will!"

„Nach Mexiko begleiten?"

„Ja, sie hat es sich in den Kopf gesetzt; auf meinen Einwurf, daß die militärischen Gesetze es den Frauen verbieten, dem Mann ins Feld zu folgen, antwortet sie mir, daß sie in Vera Cruz bleiben werde."

„Der helle Wahnsinn!"

„Kannst Du Dir vorstellen, daß ich es Raimonda gestatten könnte, in jener Stadt Aufenthalt zu nehmen, in welcher die Europäer gleich den Fliegen umfallen und zu Grunde gehen? Ich weiß nur nicht, wie ich sie von dieser fixen Idee abbringen soll."

„Jedem Sie selbst das Kommando in Mexiko nicht übernehmen."

„Das kann ich jetzt nicht mehr. Ich sagte Dir, daß ich mich aus Ehrgeiz darum beworben; nun muß ich heute über acht Tage in Cherbourg sein, das läßt sich nicht mehr ändern; zum Rücktritt ist es zu spät. Ich bin kein Mann der Politik und habe nicht das Recht, meine Ansichten von einem Tage zum andern zu ändern. Undenkbar!"

„Und Fräulein Germaine, was soll aus ihr werden? Wenn die Generalin thatsächlich dabei bleibt, Sie zu begleiten?"

„Raimonda sprach sogar davon, ihre Schwester mit nach Vera Cruz zu nehmen, oder sie hier in Saint-Denis der Obhut der guten Damen anzuvertrauen, welche ihre Erziehung geleitet haben. Aber mir schnürt es das Herz zusammen, denken zu sollen, daß die arme Kleine weiß der Himmel wie lange wieder dort eingesperrt sein sollte. Wenn unser Vetter Henry de Salins verheirathet wäre, so würde ich seine Frau gebeten haben, Germaine bei sich aufzunehmen, aber er ist ledig und ich habe keinen anderen Verwandten, welchen ich um einen solchen Dienst bitten, dem ich auch unseren Liebling mit Seelenruhe anvertrauen könnte. Wenn Du nur nicht auch ein hartgesottener Junggeselle wärst gleich Salins, der aber trotzdem in Rosenbanden schmachtet!"

„Sie täuschen sich, General. Ich habe mit Diana Dalli vollständig gebrochen."

„Was Du nicht sagst! Da gratulire ich Dir einerseits, andererseits aber zittere ich für Dich, denn diese Frau wird sicherlich früher oder später Rache nehmen, verlaß' Dich darauf! Ich habe das Gefühl, als ob sie zu allem fähig wäre!"

„Sie übertreiben ein wenig, General!"

„Da Du frei bist, warum denkst Du denn nicht daran, zu heirathen?"

„Ich, mich verheirathen?"

„Ja, ich könnte Dir das reizendste junge Wesen anbieten, welches eine tadellose Gräfin Loges abgeben würde."

„Sie kennen sie also gut, die betreffende junge Dame?"

„Das will ich meinen, denn es ist Germaine, die ich mir als Deine künftige Gemahlin ganz reizend vorstelle."

„Sie würden es gern sehen, daß ich der Gatte von Frau von Ferney's Schwester würde?"

Paul hatte mit fast übermenschlicher Anstrengung diese Frage gestellt, er wandte sich ab, damit der General nicht in die Lage komme, in seinen Zügen die tiefe Bewegung zu lesen, welche sich seiner bemächtigt hatte. (Forts. folgt.)